

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
<b>Herausgeber:</b>	Verband Schweizerischer Privatschulen
<b>Band:</b>	4 (1931-1932)
<b>Heft:</b>	10
<b>Artikel:</b>	Pestalozzis Rede an sein Haus am Neujahrstage 1808
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-851483">https://doi.org/10.5169/seals-851483</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz  
41. JAHRGANG DER SCHWEIZERISCHEN PAEDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT  
25. JAHRGANG DER „SCHULREFORM“

Herausgegeben in Verbindung mit

Univ.-Prof. Dr. P. Bovet, Prof. Dr. v. Gonzenbach, Prof. Dr. O. Guyer, Prof. Dr. H. Hanselmann,  
Rektor J. Schälin, Sem.-Dir. Dr. Schohaus und Sek.-Schulinsp. Dr. Schrag

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. phil. K. E. Lüsser, St. Gallen / Verantwortliche Redaktion: Dr. W. Schohaus, Kreuzlingen

## Pestalozzis Rede an sein Haus am Neujahrstage 1808.

### Vorbemerkungen.

Nach außen hin steht Pestalozzis Anstalt (die im Jahre 1804 im Schloß zu Yverdon eröffnet wurde) geachtet und allgemein anerkannt da. Im Innern aber haben sich Erscheinungen gezeigt, die ihn im höchsten Grade beunruhigen. Unter seinen Mitarbeitern sind Mißstimmungen aufgetreten, die in offene Konflikte auszubrechen drohen. Es fehlte vielfach am lautersten, geraden, offenherzigen Geiste der Erziehung.

Pestalozzi hielt nun am Neujahrstage 1808 an seine Hausgenossen eine Bußrede, in der in jedem Worte die Herzensangst um sein Werk nachzittert. Er sucht alle Fehler in erster Linie bei sich selbst. Er klagt sich an, er sei anmaßend gewesen, er habe Unmögliches erstrebt, er habe sich eitlen Selbsttäuschungen hingegeben, er sei träge, leichtsinnig, unordentlich, selbstsüchtig, ehrsüchtig, unduldsam und undankbar gewesen. Er kann sich in allen diesen Selbstbeschuldigungen nicht genug tun.

Ein erschütternder Jammer spricht aus diesen Worten. — Pestalozzi hatte einen Schädel und einen Sarg in den Saal bringen lassen. Mit dieser Symbolik wollte er wohl zweierlei ausdrücken. Einerseits sollte ein Appell an seine Hausgenossen darin siegen: Haltet mich doch noch nicht für tot, noch stehe ich ja neben meinem Sarge, noch lebe und wirke ich! Und anderseits wollte er seinem Hause damit zurufen: Bald werde ich allerdings unter den Toten sein; deshalb ist dieser Augenblick, da ich noch reden kann, so ungeheuer wichtig. — Der Schädel sollte wohl im besonderen noch den Gedanken ausdrücken, „mein Werk ist vergänglich, es ist sogar jetzt schon vernichtet; nur was überpersönlich daran ist wird weiter leben als das Werk Gottes“, ein Gedanke, dem er in der Rede auch direkten Ausdruck gibt. — So wird diese Ansprache zu einer aus tiefster Seelennot emporsteigenden Beschwörung. Pestalozzi steht in seiner heiligen Leidenschaft vor uns.

Diese Rede ist wohl in der ganzen deutschen Literatur einzig in ihrer Art, — sie ist eben nicht Literatur, sondern unmittelbarstes Ringen mit dem Leben. Wo besitzen wir ein Dokument, in dem ein Mensch in ähnlich schrankenloser und ehrlicher Weise sein Herz seinen Brüdern zu Füßen legt?

Durch alle Selbstanklage, durch Angst und Schmerz hindurch klingt aber doch wieder die Zuversicht: „Was Gold ist, verbrennt nicht, es läutert sich nur in der lodernden Glut“. „Mein Werk wird bestehen, aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung ist das Grab.“ — Die Rede endet mit einem dankenfüllten Anruf Gottes.

W. Sch.

### Die Rede.

Das alte Jahr ist verflossen; das neue ist da. Ich bin in Eurer Mitte, aber nicht mit dem Frohsinn, den meine Umgebungen zu erfordern scheinen. Es ist mir, ich sehe auch meine Stunde nahen. Es ist mir, ich höre die Stimme ob meinem Haupte: Gib Rechnung von Deiner Haushaltung, denn Du mußt sterben! —

Kann ich mir sie geben? War ich ein Haushalter? War ich einer für Gott? War ich einer für die Menschen? War ich einer für mich selbst?

Ich bin glücklich. Das Geräusch meines Glückes umsumsetzt mich, wie ein Bienenschwarm, der einen neuen Sitz sucht, die Ohren des nahenden Wanderers umsumsetzt. Aber ich werde sterben. Was ist dieses Summen für mich? Ich verdiene mein Glück nicht. Ich bin nicht glücklich. Das verflossene Jahr war nicht glücklich. Das Eis brach unter meinen Füßen, wo ich immer festen Schrittes auftauchen wollte. Das Werk meines Lebens zeigte Lücken, die ich nicht ahnte. Das Band, das uns alle bindet, zeigte sich an Stellen, wo es am festesten geknüpft sein sollte, locker. Ich sah Verderben einreißen, wo ich das Heil tief gegründet glaubte. Ich sah sich Mißmut entfalten, wo ich die Ruhe sicher achtete. Ich sah die Liebe erkalten, wo ich sie lodernd heiß glaubte. Ich sah das Vertrauen schwinden, wo ich es brauchte, um leben und atmen zu können. Ich sah mich dem Herzen von Menschen entrissen, die ich bis an mein Grab mit dem Meinigen eng vereinigt glaubte. Eine Freundin starb mir. Seht hier ihren Schädel. — — Seht hier meinen Sarg. Was bleibt mir übrig? Die Hoffnung meines Grabes. Mein Herz ist zerrissen. Ich bin nicht mehr, was ich gestern war. Ich habe die Liebe nicht mehr, die ich gestern genossen. Ich habe das Vertrauen nicht mehr, das ich gestern genossen. Ich habe die Hoffnung nicht mehr, die ich gestern hatte. Was soll ich mehr leben? Wofür bin ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet? Das Band ist zerrissen, das meinem Leben einen Wert gab. Der Traum ist verschwunden, der meine Sinne über meinen Wert und mein

Glück täuschte. Was soll ich mehr in einer Welt tun, in der ich mich nur täuschte? und am meisten über mich selber? Vielleicht täusche ich mich in einer Stunde schon wieder. Doch die gegenwärtige, die erste Stunde des Jahres soll täuschungslos mir meine Wahrheit vor Augen stellen, wie sie mir gebührt. Ich gab meinem Glücke zu viel Wert und verdiente es nicht.

Es ist ein tausendfaches Wunder, daß ich noch lebe. Es war ein großes Wunder, daß ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet wurde. Seht da, sie zerrissen das Gewand über meinem Rücken und berührten meinen Rücken nicht; seht, sie rissen das Gewand von meiner Schulter und von meinen Armen und berührten meine Schulter und meine Arme nicht. Ihr Fuß trabte an der Haut meiner Stirne vorbei, und berührte meine Stirne nicht. Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe, daß ich noch wirke. Ich war arm und versuchte was Reiche nicht bloß nicht tun, ich versuchte was Reiche selber nicht möglich glaubten. Ich wollte träumend mit meiner Armut und Schwäche eine Kraft verbinden, die aller Reichtum und alle Gunst der Welt dem Menschen in dieser Lage nicht zu geben imstande ist. — Selbst ohnmächtig bat ich die Ohnmacht, selbst unwissend bat ich die Unwissenheit, selbst erniedrigt bat ich die Niedrigkeit, selbst unmündig bat ich die Unmündigkeit um Handbietung zu meinem Werk, das auf den ewigen Pfeilern der Weisheit, der Kraft, der Würde und der Reifung der Menschennatur als auf seinen einzigen unerschütterlichen Fundamenten ruhen sollte. Es war der Welt eine Torheit, aber Gottes Hand wachte ob mir. Mein Werk gelang. Ich fand Freunde für mein Herz und für mein Werk. Ich wußte nicht, was ich tat. Ich wußte kaum, was ich wollte. Aber es gelang. Es entstand, wie die Schöpfung, aus dem Nichts. Es ist Gottes Werk. Oder wem gehört es? Wessen ist es? Wer steht auf und spricht das Wort aus: Es ist mein Werk? Einmal ich spreche es nicht aus; und auch Ihr sprecht es nicht aus. Es ist nicht mein Werk; es ist nicht Euer Werk. Stehet auf, Freunde! es ist Gottes Werk! daß uns Gottes Werk wieder vereinige — nicht wie böse Menschen sich wieder vereinigen —, daß uns Gottes Werk wieder vereinige, wie Engel sich mit Engeln vereinigen. Ihr erstauntet, als Ihr mich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet saht. Aber ist mein Werk nicht höher gerettet als damals mein armer Leib? Es ist ein Wunder, daß ich noch bin. Es ist ein hohes Wunder, daß mein Werk die Gefahren in Burgdorf, daß es die Gefahren in Buchsee, daß es die Gefahren in Iferten alle überstanden.

Es geht neuen Gefahren entgegen. Es wird sie mit Gott überstehn. Aber werde ich sie überstehn? Daran zweifelt mein Herz. Es fürchtet sich. Es ist unruhig. Ich fühle es, ich verdiene mein Glück nicht. Es wird sein Ende nehmen. Aber mein Werk wird darum nicht untergehn. Was Gold ist, verbrennt nicht, es läutert sich nur in der lodernden Glut. Wahrheit und Liebe, wo sie immer rein gegeben werden, ergreifen das Menschenherz, wenn auch die Weltweisen mit ihrem ganzen Ge-

schlechte hadern. Es ist nicht ihre Weisheit, es ist ihre Torheit, die mit ihrem Geschlechte hadert. Mein Werk hadert nicht mit meinem Geschlechte, es hadert nicht mit den Fürsten meines Geschlechts, es hadert nicht mit den Knechten derselben, es wird bestehn.

Aber es wird nicht durch mich bestehn. Es soll es nicht. Mein Leben war seiner nicht wert. Ich hatte für die Wahrheit nicht Kraft und für die Liebe nicht Unschuld. Für das Wohltun sah ich die Wahrheit nicht, wo ich sie hätte suchen müssen. Ich fand sie nur, wo meine Natur meinen Sinn von selbst reizte. Ich verkannte sie und verweigerte die Liebe, wo sie meine Pflicht war und mein Heil gewesen wäre, und gab sie launenhaft dahin, wo sie verschmäht wurde und nichts taugte. So verlor ich die Liebe der Welt, wie die Liebe der Meinigen. Wen ich glücklich machen wollte, über den brachte ich Leiden. Wem ich helfen wollte, dem enthalf ich. Was ich vornehmen wollte, das griff ich ungeschickt an. Auch mißlang mir natürlich, was mir mißlungen. Das Glück mangelte mir nie, aber ich konnte es nie festhalten. Es entchlüpfte da meinen Händen wo ein säugendes Kind es festgehalten hätte. Ich warf mich der Täuschung von selbst in die Arme. Leere Worte waren genug, mich zum Glauben und zur Liebe hinzureißen. Ich liebte oft den Verworfensten, und konnte Jahre lang nicht schlecht finden, was ich liebte. Dann hätte ich aber auch doppelt, was ich schlecht fand. So bereitete ich mir ein seltenes Unglück, eine seltene Verlassenheit mitten unter meinem Geschlechte, das viel an mir schätzte. Ich war roh in meinem Unglücke. Ich trotzte der Verachtung, die ich vielseitig verdiente. Ich war stumm und rasend beim Leiden derer, denen ich helfen wollte und nicht helfen konnte.

Das Menschenalter meiner Prüfung ging vorüber. Gott rettete mich noch einmal; ich war im Glück nicht besser als im Unglück.

Ich war durch das Letzte noch nicht geläutert. Wie durch ein Wunder endete Gott die Verachtung und den Hohn, die mich wie einen Verworfenen von meinem Geschlechte trennten. Gott hob mich Elenden aus dem Staube, wie er wenige Elende aus dem Staube hob. Er ließ ein Werk in meiner Hand gelingen, das Tausenden mißlang, die alles tausendfach dazu hatten, was mir mangelte. Aber mein Glück machte mich selbst nicht edler, es hob mich selbst nicht höher, als ich vorher war.

Mein Werk forderte Heldenkraft, ich blieb träge; es forderte Wachens und Betens, ich wachte nicht, ich betete nicht; es forderte Weisheit des Lebens, ich hatte sie nicht; es forderte Kenntnisse, ich suchte sie nicht; es forderte Wirtschaft, ich war unwirtschaftlich; es forderte Selbstüberwindung, ich tat, was mir wohlgefiel; es forderte Regelmäßigkeit und Ordnung, ich war unordentlich und zerstreut; es forderte Weisheit in der Behandlung von Freunden und Feinden, es ist unmöglich, gegen beide mehr zu fehlen als ich hierin gegen sie fehlte — und doch gelang mein Werk. Aber ich mangelte

ihm. Ich war seiner nicht wert. Es forderte vor allem aus das reine Opfer meiner selbst. Ich brachte ihm dieses Opfer nicht. Je glücklicher ich wurde, desto mehr verlor ich meine Kraft. Ich schrieb das Gute, das Gott mir erwies, mir selbst zu. Was als ein Wunder um mich her geschah, das wünschte ich in meiner Torheit, ich tue es selbst. Ich ließ mich für das ehren, was ich nicht tat, und glaubte mich Schöpfer eines Werks, das nicht mein ist. Ich glaubte mich die Ursache einer Wirkung, die im ganzen Umkreis meiner Kräfte und meines Tuns kein Fundament und keine Sicherheit für sich hatte. Ich tat für dieses Werk nicht was ich sollte, ich tat nur dafür was ich wollte. Ich tat nur das dafür, dessen Vollbringen für mich selbst Reize in meiner sinnlichen Natur hatte; ich tat nicht dafür, was mir durch Abneigung meiner Sinnlichkeit schwer geworden wäre.

Da sein Gelingen gleichsam von selbst ging, weil es Gott gelingen machte, glaubte ich, es brauche auch von meiner Seite nur wenig. Je leichter es gelang und je mehr sein Gelingen über allen Glauben ging, desto mehr täuschte ich mich über das, was es forderte, und glaubte nichts zu versäumen und versäumte doch beinahe alles, was es forderte. Ich achtete mich tugendhaft, weil törichte Menschen meiner Kraftlosigkeit das Lob der Tugend gedankenlos zuwiesen. Zwar war die Helden-tugend, die mein Werk bedarf, über meine Kraft und über mein Alter; aber ich hätte auch keinen Augenblick glauben sollen, daß ich sie besitze. Diese Täuschung brachte das gute Werk, insofern es mein Werk war, dahin, wo alle Werke meines Lebens hinsanken; sie brachte es dahin, in sich selbst zugrunde zu gehn und in seinen Fundamenten vor unsern Augen in Trümmer zu zerfallen.

Es genoß von allen Seiten nicht mehr, was es von allen Seiten hätte genießen sollen. Es war durch Liebe gegründet; die Liebe schwand in unserer Mitte; sie mußte schwinden. Wir täuschten uns über die Kraft, die diese Liebe fordert; sie mußte schwinden. Das Werk forderte hohe Duldsamkeit, ich hatte sie nicht. Ich war unduldsam, wo ich hätte dankbar sein sollen. O Gott! Wie kam ich dahin! Wie versank ich in diese Tiefe! — Ich weiß es, Gott! vor Deinem Angesicht und vor dem Angesicht meiner Freunde sage ich es offen und frei: Meine Selbsttäuschung stieg auf einen Grad, den ich in mir selbst nicht möglich geglaubt hätte. Da Du, o Gott! durch dauernde Wunder, ohne mein Zutun, schafftest und erhieltest, glaubte ich, es brauche wenig zu seiner Erhaltung. Und da ich jetzt sah, daß es viel, daß es unendlich viel dazu braucht, meinte ich, andere sollten für mich tun, was ich versäumt habe, und forderte roh, was ich mit Demut hätte erbitten sollen, und wollte das Dasein und Leben von Kräften erzwingen, die ich durch meine Schwächen und Fehler selber in unserer Mitte verschwinden machte. Ach, ich wollte jetzt mit Gewaltsamkeit ausreutzen, was ich mit Liederlichkeit habe einreißen lassen. Das brachte Mißstimmung in unsere Mitte. Das löste Bande auf, die ich ewig geknüpft

glaubte. Das zerriß Herzen, die ich ewig vereinigt glaubte.

Da stehe ich jetzt. Da ist mein Sarg. Da ist mein Trost. Ich bin nicht mehr imstande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unseres Werkes nagt, häuft sich in unserer Mitte. Die Weltehre wird auch heute dieses Gift stärken.

O Gott! gib, daß wir unserer Täuschung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns streut, für Lorbeeren, die man einem Totengerippe aufsetzt. Ich sehe das Totengerippe meines Werks, insofern es mein Werk ist, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen stellen wollen. Ich habe das Totengerippe, das in meinem Hause ist, belorbeert vor meinen Augen erscheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehn sehen. Er mag das Feuer der Trübsale, die über mein Haus kommen werden und kommen müssen, nicht ertragen; er wird verschwinden; er muß verschwinden. Mein Werk wird bestehn. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehn. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung ist mein Grab.

Ich gehe hin; Ihr aber bleibt. Möchten diese Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euren Augen stehn! —

Freunde! Werdet besser als ich war, damit Gott sein Werk durch Euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet besser als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ.

Ihr seid zu hoher, Ihr seid zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht.

Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberste Höhe gestiegen; aber gedenket, daß sie verschwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blüht, bald aber verschwindet.

Noch einmal, werdet Euren Blick auf meinen Sarg. Vielleicht enthält er in diesem Jahr meine Gebeine oder die Gebeine eines Weibes, das um meinetwillen alles Glück des Lebens mißte. Wenn wir sterben, so gedenket meines Kindes, wie meines Werkes. Es sagte mir einer von Euch: Es ist wahrscheinlich das letzte Jahr, daß wir solche Freude feiern. Ich glaube es selbst. Ich denke mir die Wände, die heute in Lichtstrahlen Leben und Wonne reden, das nächste Jahr mit Trauertüchern belebt, weil dieser Sarg, der jetzt da liegt, in die Erde gesenkt und ich oder mein Weib oder vielleicht beide zu Grabe gebracht werden. Dann mögen unsere Gebeine ruhn und die Tränen Eurer Liebe und Eurer Verzeihung mein Grab benetzen; und Gottes Segen ruhe auf Euch. Ich gehe meinem Ende mit Ruhe und Hoffnung entgegen. Aber ich denke mir noch einen andern Trauerfall, dem ich mit Entsetzen entgegensehe. Ich denke mir den Fall, daß ich leben und mein Werk durch meine Fehler sinken und in sich selbst verfallen sehn müßte — — ich könnte es nicht ertragen; ich würde

dann auch die Wände meiner Stube mit der Farbe der Trauer belegen und mich von dem Menschengeschlechte, dessen ich mich nicht mehr wert fühlen würde, für immer verbergen.

Doch, ich ende das Bild meiner menschlichen Ansicht. Du, o Gott! bist höher als jede menschliche Ansicht. Mein Werk ist durch Dich ein Wunder in meinen Händen. Du hast es unter tausend Trübsalen errettet, Du wirst es auch unter dem gegenwärtigen, unter dem ich leide, erretten. Du, o Gott! wirst mir das Herz meiner Freunde wiedergeben. Du wirst sie über alle Selbstdäuschung und über alle Selbstsucht, die mich an den Rand des Verderbens brachten, erheben. Du wirst in ihnen mächtig und ihnen gnädig sein, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken und mein Geschlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verwirrung bestanden, meiner mit Dank und Nachsicht gedenke.

\* \* \*

#### Nachwort der Redaktion.

Ein neues Jahr hat auch für uns begonnen. Wir Erzieher dürfen uns keinen Illusionen hingeben: Die Zeit ist unserem Werke nicht günstig. Es muß uns bedrücken und beunruhigen, wie in den Ländern, die besonders schwer unter der wirtschaftlichen Not leiden, der Abbau auf keinem anderen Kulturgebiet so forsch und unbedenklich vollzogen wird, wie in der öffentlichen Erziehung. Durch rigorose Einsparungen wird z. B. in Deutschland die Schule in solchem Maße benachteiligt, daß vieles bedroht erscheint, was die Besten in Jahrzehntelangem Ringen aufgebaut haben.

Nun offenbart sich der Ungeist und die Schwäche der Zeit in erschreckender Deutlichkeit: Die allgemeine kulturelle Zerfahrenheit und Auflösung ist so weit fortgeschritten, daß es für die kompaßlosen, geängstigten Menschen kaum mehr andere Interessen gibt, als die augenblickliche individuelle Sicherung. Das Geschehen im Leben der europäischen Völker wird zunehmend durch kurzsichtigen Interessenkampf kleiner Gruppen bestimmt.

Und dabei wird die Jugend verraten. Sie wird um ihr Recht verkürzt, für eine bessere Zukunft die bestmögliche Ausbildung zu bekommen. Das aber ist doch zweifellos der zuverläss-

sigste Gradmesser für die geistige Kraft einer Nation, — das Maß ihrer Anstrengungen für die Förderung der kulturellen Tauglichkeit der heranwachsenden Generation, der geistige und materielle Aufwand für die Ertüchtigung der Träger der Zukunft.

Nach einem Worte Nietzsches wird ein Zeitalter kommen, das kein wichtigeres Wort kennt als das eine: *Erziehung*. Wir leben nicht in dieser verheißenen Zeit.

In der Schweiz kennen wir bis jetzt noch keinen Schulabbau. Vielleicht erspart uns ein gütiges Geschick diese äußere, technische Bedrängnis der Schularbeit. Aber wir dürfen uns keinen Selbstdäuschungen hingeben: Auch bei uns sind die wirtschaftlichen Interessen des Tages stärker als der Wille und die Opferbereitschaft zu guter Erziehung der Jugend. — Das bekommen heute besonders deutlich in verschiedenen Kantonen die Befürworter der neuen Schulgesetzentwürfe (welche doch in ihren Fortschrittsforderungen so bescheiden sind) zu spüren: Reformen, die etwas kosten, erweisen sich in der Öffentlichkeit zum vornehmerein als unbeliebt. — Dem, der das noch nötig hatte, dem mußten die Augen durch das bedrückende Ergebnis der Abstimmung vom 6. Dezember über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung endgültig geöffnet werden: Es ist ganz sicher, daß die gemeinschaftsfremde Gesinnung, die hinter der großen Mehrzahl jener 509,082 Nein steht, eben ein unbesiegtes Bollwerk darstellt, welches auch uns von den Erfüllungen unserer besten paedagogischen Sehnsucht (und besonders unserer schulreformerischen Wünsche) trennt.

Aber wir wollen nicht anklagen. Wir wollen bei Pestalozzi lernen, uns in aufrichtiger Demut auf diejenigen Ursachen aller Hemmnisse und Schwierigkeiten zu besinnen, die in uns selbst liegen. Wir müssen uns ehrlich gestehen, daß in der so verbreiteten Gemeinschaftsunfähigkeit des Volkes ein schweres Versagen gerade eben der *Erziehung* zum Ausdruck kommt, — der früheren Erziehung meinetwegen; aber wir alle sind noch sosehr in ihrem Geiste gefangen, daß wir alle mitschuldig sind. Wir müssen immer und immer wieder die Erkenntnis in uns erneuern, daß es gerade für die heutige Schule keine wichtigere Aufgabe gibt als die, die jungen Menschen zusammenzuführen und gemeinschaftsfähig zu machen. Alle wirkliche Kultur beruht auf der Kraft des Einzelnen, der Gemeinschaft mehr zu dienen als sich selbst. Erziehen wir uns Erzieher dazu, die Jugend in solchem Geiste führen zu können. Dann muß uns das angebrochene Jahr trotz allen Erschwerungen Segen bringen.

W. Sch.

## Sorgenkinder.

Aus der Praxis des Erziehungsberaters.

Von Dr. Hans Hegge.

### II.

Mit seiner Ehrlichkeit stand es überhaupt nicht zum besten. Oft schon hatte er seiner älteren, unverheirateten Schwester, bei der er wohnte, Geld genommen. Auch aus der Portokasse, die er als kaufmännischer Lehrling verwaltete, stahl er Geld. Deswegen verlor er die Lehrstelle.

Seine Aufführung war ganz allgemein schlecht. Er trieb sich viel in nicht einwandfreier Gesellschaft her-